

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 1

Artikel: Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung folgt]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zur Eröffnung des neuen Jahrgangs.

Die Lüfte dröhnen, die Sirenen gehn,
Die monderhellte Nacht erzittert,
Der Himmel selber ungewittert,
Und Pulse stocken, zage Hände flehn.
Da fällt's ins Korn, — die braune Erde birst,
Und wilde Flammen schlagen aus der First.

Der Segen prangt im dichten Ährenfeld.
Er winkt, er lacht aus allen Zweigen,
Und fruchteschwere Äste neigen
Die Arme tief, und jeder ist ein Held.
Da fällt's ins Korn, — ein roter Apfel rollt,
Geschenk der Erde und der Sonne Gold.

Und wo ein Künstler in die Saiten greift
Und spannt der Farben bunten Bogen,
Wo Träume und Gedanken wogen,
Ein Dichterwerk in Not und Drang gereift,
Da fällt's ins Herz, — da weckt's wie junger Wein,
Und Glück und Freude ziehen mit ihm ein.

© Segen, der aus stillen Stunden bricht,
Wo Liebe blüht aus tausend Lettern,
Ein Schicksal sich erfüllt auf Blättern
Und Gott in weiser Güte hält Gericht,
Da fällt ein Korn, — das trotz Vernichtung sprießt,
Und du entdeckst, wie reich du heut noch bist.

Ernst Eschmann.

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

W i d m u n g.

Diese geräuschlosen, aber ehrlich und herzlich gemeinten Kapitel sind dir, du warme Erde meiner Jugend, liebes Boralpenland Obwalden geweiht.

Es bedarf keiner Entschuldigung, weil ich, weder General, noch Diplomat, noch sonst eine hochbeschriene Person, dennoch aus tausend gewöhnlichen Leben eines, das meinige, erzähle. Denn das gewöhnliche Leben ist das wahrhaftigste Leben, da es fern von Schein und Seltsamkeit wirklich nur Wirklichkeit geben kann. Die Ungewöhnlichen, so große Spuren sie hinterlassen,

haben am Ende doch — wenigstens im literarischen Sinne — mehr für das Archiv, das Museum, die Schulbank und den Spiegelsaal der Geschichte gelebt. Wo sie fürs Leben leben, sind sie gleich uns schöne liebe Gewöhnlichkeit, hassen und verehren, trösten und sorgen und lachen reicher wohl, echter nicht als wir. Ob einer Dörfner oder Großstädter, Klausner oder Weltflieger, Minister oder Briefträger ist, was verschlägt das, wenn er nur auch wahrer Mensch ist, dessen große und kleine Leidenschaften im Puls der Menschheit mitschlagen, im Nerv der Menschheit mitbeben. Ja, wenn er nur recht persönlich und treu

seinen Kram auspackt, findet er immer Kunden, wirkt nie zu neu und nie zu alt und so wenig verbraucht als unser tausendmal erlebter stiller Mond am Himmel.

Wer aber das nicht gelten läßt, dem halte ich dich vor, liebe Heimat. Ich bin nur ein Würmlein in deinem Boden. Wie könnte von ihm allein geredet und Aufmerksamkeit gefordert werden, wenn du nicht dabei wärest mit deinen Dörfern und Alpen, deiner Gefahr und Wohltat, deinem Feiertag und Alltagschlendrian, wenn du nicht mit deinen vielen andern Kindern überwältigend dabei wärest?

Ja, du bist im letzten Grund der Gegenstand meiner Erzählung, du Erde so rassistischer Menschen und bunter Schicksale, du Land der Altäre und Sennhütten, du Boden so beschwingter und, ach, auch so müder Schritte, du Stätte von so viel Geduld und Güte, Steifheit und köstlicher Bewegung, du Haus von Helden und Heiligen.

Du weißt am besten, daß in diesem Buche nur wahrhaft Geschehenes in seinen rücksichtslosen Farben und ohne Selbstschonung erzählt wird. Selbst bis zum genauen Ort und Namen hielt ich mich an die Tatsachen. Nur drei, vier Gestalten und Schauplätze habe ich eine Maske übers Gesicht geworfen.

Die Hauptpersonen ruhen alle im Grab. Ehre, Friede und Seligkeit ihnen! Aber ihre Nächsterwandten und viele, deren Nase und Neugier ich streifte, leben noch. Sie mögen mir diese Freiheit verzeihen. Ich habe sie nirgends mißbraucht.

Mancher wird sich beim Lesen an die Stirne greifen und längst Verschollenes mag wieder durch seine Seele klingen. Du aber, so gar nicht spaßhaftes Obwalden, wirst vielleicht den Kopf schütteln und wie Lehrer Beat nach dem Haselstecken greifen, um meine Geschwägigkeit zu strafen. Nun sitze ich ja nicht mehr in deiner Schulbank, aber strecke dennoch aus alter Gewohnheit, halb zaghaft, halb willig die Hand hin. Schläge zu, Mutter, aber wisse, wenn ich gefehlt habe, hab' ich aus der lautern Torheit und Liebe des Kindes gefehlt.

Am Fenster.

Schon oft habe ich mich geschämt, beim Zurückdringen ins Dunkel der Kindheit an einem roten Kleidchen mit schwarzen Tupfen stecken-zubleiben. Hinge eine Geißel oder ein Schaukelpferd oder eine Musikdose am ersten Nagel meiner Erinnerungen, so ließe sich immer etwas Ermutigendes daraus erraten. Jedoch ein Mädchenrock, wie ihn damals dreijährige Buben noch tru-

gen, dieses bequeme, aber den künftigen Hosenmann so entwürdigende Gewand! „Halt das Maul, du, ich hab' dich ja noch im Weiltirock gesehen“, war der schlimmste Trumpf, den ein Bub gegen den andern ausspielen und ihn damit völlig abtun konnte.

Aber da hilft nichts. Am Anfang meiner bewußten Geschichte flattert unabwendbar dieser kleine rote Rock.

Ich stand am Fenster des mächtigen Doktor-Omlin-Hauses, gegen den Dorfbach zu, ohne bei weitem das Gesimse zu erreichen, und blickte über die unzählbaren Tupfe im roten Grunde meines Gewändleins hinunter, während eine alte, hagere, steckige Jungfer neben mir voll Neugier auf den Dorfplatz sah, wo sich anscheinend etwas recht Bewegliches zutrug. Indem ich aus Langeweile an meinem Tuche schüttelte, schienen die Punkte wie schwarze Käfer aufzuleben, herumzuzwimmeln und sich unendlich zu vermehren. Sie krochen millionenhaft mir zum Halse herauf und rutschten wieder zu den Füßen hinunter. Ich fühlte ihr Krabbeln und lachte wie gekitzelt darüber. Sehr gut weiß ich, daß ich die Arme spannte, um das ganze Gedränge irgendwie zusammenzufassen. Doch es war etwas so Unendliches für mich in dieser kleinen Tüpschengeschichte wie später im unzählbaren Seglitzer des Nachthimmels enthalten.

Aber nun dünkte mich, das schwarze Getüpfel mitsamt dem rosenblütigen Grund fahre sogar über mich hinaus und überschwemme die ganze Stube. Ich wußte noch nichts von Zahl und Maß. Aber ein Instinkt sagte mir, dieses Schwarz und Rot gehöre doch mir, ich sei also der Mächtigere von uns zweien. Und dennoch entließ es mir ins Grenzenlose und spottete meiner, war also wohl noch stärker. Zum erstenmal empfand ich da trübe, was später das Leben so schneidend klar merken ließ: das ewige Ränkespiel zwischen Mögen und Vermögen, den Wechselbalg von Endlich-Unendlich, an dem man sich fast zu Tode krast.

Noch eben vor wenigen Minuten hatte die Jungfer mit mir wegen des Lachens gescholten. Nun ich über mein vermeintliches Beraubt- und Überwältigtwerden laut aufweinte, glaubte die weichmütige Person, ihr Schimpfen hätte mich so arg gekränkt, und hob mich halbwegs aufs Gesimse.

Sogleich vergaß ich den Kummer. Denn da unten lief ein Bach zwischen zwei schmalen Wiesentreifen die Dorfzeile hinunter. Nebenher zog rechts und links ein Weg von der Kirche und dem

Gasthof „Zum Kreuz“ herab gegen das Unterdorf und seine breite Poststraße. Noch weiter unten glänzte von den Obstmatten herauf der See, und ringsum näher oder ferner grüßten die Berge, vor allem das doppelköpfige freche Stanserhorn. Ich wußte nicht, was da draußen geschah. Kinder, Heuwagen, Kühe, die gelbe Post und Mägdeklatsch am Brunnen beim Gasthof Engel mit der Trauerweide, solches mochte durcheinander wechseln. Ich fühlte nur den Strom von Licht und Leben auf mich hereinstürzen und schwelgte darin. Mit den Fingern zeigte ich wohl nach irgendeinem aufdringlichen Gegenstand und schrie: gib, gib! Aber ich weinte nicht mehr, weil er, statt wie ich hoffte zum Fenster hereinzufiegen, zwischen den schwärzlichen Häusern des Unterdorfs verschwand. Er gehörte ja nicht zu den Tupfen meines Kleides. Ich lernte nach und nach mich genugsam freuen, daß solches nahe war und sich genießen ließ, ohne durchaus in meinen Sack zu gelangen. Und wie man auch über Anlernung und Gewohnheit des Eigentums reden mag, mir sind jene ersten kindlichen Erfahrungen, so verworren sie auch noch waren, doch unwidersprechliche Zeugnisse, daß uns dein Mein und Dein angeboren ist und nur ihre Grenze oder Grenzenlosigkeit uns unablässig zu schaffen macht.

Meine Mutter — den Vater erkenne ich erst viel später, denn damals wanderte er, das junge Ehejoch abwerfend, wie ein geschloßer Geist in der Welt herum — meine kleine, schmale, stille Mutter mit dem rabenschwarzen Haar, den mitternächtigen Augen und mit Wangen, die sich beim Küssen so weich wie Pflaumen berührten, indes die Stirne durch ihre Steinhärte erschreckte, meine Mutter war mit dem Vater von Brienz über den Brünig nach Sachsen gekommen und hatte, bis die Wohnung im neugebauten, aber noch nicht ausgetrockneten Schulhaus bezogen werden konnte, im obern Stock des Omlin-Hauses Unterkunft mit meiner Schwester, mir und einer alten Hilfsperson gefunden. Es ist noch heute weitaus das schönste und charaktervollste Wohngebäude des Dorfes, in einem großzügigen ländlichen Aristokratensinn errichtet, mit einer gewaltigen Hausflur, mit breiten, schön geländerten Stiegen und einer Rundflucht von weiten, hohen Zimmern, dazu mit alten Bildern, die beim Krachen der Dielen mitzitterten, mit geschlitzten und geschweiften Türen, von denen eine beim Wind schaurig ächzte, endlich mit tiefen Kellergewölben, wo es von Obst und Rost oft gar herbstfüß roch.

Ein schicksalsreicher Pfarrer hatte diesen Sitz gebaut, der sich so behäbig zwischen das laute Dorf und die Gärten und Wiesen im Rücken hinklafferte. Der Geistliche geisterte noch nachts in den Räumen herum. Das Seltene, was man dem Apostel Petrus nachsagt, geschah auch an ihm: er hatte alle sieben Sakramente empfangen, war Ehemann, Landammann von Obwalden, Wittwer, Priester geworden, aber beflissener Bauherr, Politiker und Geschäftsmann bis zum Tode geblieben. In der Sakristei der Sachsenkirche juckte es mich später als Altardiener oft sonderbar, einen Augenblick des Alleinseins aususpionieren, und mich mit ihm, dessen geistliches Porträt über den geschlitzelten Wandkästen hing, furchtsam zu unterhalten. Aus der kalten offiziellen Miene des Bildnisses hätte freilich niemand den in seiner Art Großen herausgeschmeckt. Aber wenn ich fragte: „Bist du der Patron des Omlin-Hauses und gestern um Mitternacht mit deinem schwarzen Radmantel durch den großen Saal gerauscht und hast etwas Lateinisches gesummt und ein Wölklein von Tabak und Weihrauch in mein Zimmer geblasen?“ — dann sah ich das steife Bild nicken und alles Ungewöhnliche, so hoch auch die Sage sich über den Verstorbenen ergehen mochte, ganz kräftig zugeben.

Freilich in jenen Tagen und noch lange später kannte ich diesen innern Zauber des Hauses nicht. Denn wir zügelten bald ins fertige schöne Schulhaus am Ende des Dorfes, wo die satten, mit Obst gesegneten Wiesen anfangen.

Erst später, durch Kameradschaft mit einem Sohne des Hauses, dem lieben Adolf, ward ich in die Mysterien des Baues gründlich eingeweiht. Jetzt, in den aufdämmernden Sinnen des vierten Lebensjahres, spürte ich nichts davon, ja hatte sogar den Genuß seiner hohen und weiterschauenden Fenster nur selten. Niemand hob mich herauf, und auch, wenn ich auf den Stuhl kletterte, verwehrten mir die Geranien- und Fuchsenstöcke, die ich seitdem an den Stubenfenstern so sehr hasste, den Guck ins liebe Dorf hinaus.

Ich mußte mich mit der Stube in Armhöhe begnügen. Und wie ich im Freien nicht viel Einzelnes sah, sondern zumeist eine unmäßige, unerfaßliche, berauschte Gesamtheit, so konnte ich auch im engern Winkel des Hauses mich nicht leicht an bestimmte scharfe Besonderheiten festhalten. Mein von Schwärmerei trunkenes Auge stellte sich lieber aufs Vielerlei ein, und dessen überlegte Sonderung hätte ihm weh getan.

Aus dem Tapetenmuster machte ich mir ein

Urwaldsgewirr von erstickender Not. Aus den braunen und weißen Holzplättchen des Bodens formte sich eine nie durchzumarschierende Weltbahn. Vorhang, Lampe und unsere die Stunden aborgelnde Uhr, alles wurde von mir vernebelt und phantastisch verzerrt, so daß die Vorhänge wie Gewölke, die Lampe wie Feuersbrunst und das Musizieren der Uhr wie ein Geläute von Sturmglocken wirkte. Eine Fliege ward zum großen Vogel. Dazu fing mit dem vierten Jahr mein Asthma an und zwang mich die halbe Zeit zum Alleinsein, Stillsitzen, Nichtreden, In-mich-Bersinken und daher auch in ungemessenes, der Wirklichkeit fernes Phantasieren. Das ging nach und nach so weit, daß ich mir durch fieberhaftes Sinnen das Asthma oft viel ärger machte, ja, es sogar durch schwelgerisches Brüten geradezu hervorlockte. Asthma und Phantasterei wurden innige Geschwister, eins rief dem andern; aber ich muß zugeben, daß die schönsten, eigensten Einfälle mir immer in diesen kranken Stunden zuflogen.

Erst sehr spät sah ich neben der Fülle von Wohltaten auch die Schäden meiner Einseitigkeit ein. Ich war schon über die Dreißig hinaus, als ich, vor allem durch die Anschaulichkeit bei den Russen Gogol und Turgenjeff überwältigt, aber oft auch durch die knappe, nüchterne Bildung eines Bauernwortes überrascht, mich ernstlich zu einer scharfen gegenständlichen Beobachtung zwang. Aber auch dann noch ereignete es sich leicht, daß ich jahrelang in einem Hause wohnte, ohne zu wissen, ob es drei oder vier Fenster in der Fassade oder eine Doppeltüre am Eingang hatte. Ich blieb in vielem Wirklichen blind und in vielem Unwirklichen zu großäugig.

Daß auch mein Gedächtnis für alles, was nicht der Einbildungslust Tür und Fenster aufsperrte, also fürs naht Reale und fürs lehrhaft Theoretische überaus kümmerlich entwickelt war, — meine spätere Not bei den Examen, nicht des Lebens, aber der wichtiger geschätzten Schulbank, — ein Gedächtnis, das kein Gedicht buchstäblich behalten, keine Katechismusfrage wörtlich auswendig lernen und die fremden Sprachen weit mehr von ihren lebendigen Quellen, den schriftlichen oder mündlichen Erzählungen her, als von ihrer Grammatik verstehen konnte, ich sage, daß mein Gedächtnis sich so innig an die Einbildungskraft schmiegte: das hat meine träumerischen Anlagen und das Vernebelte meiner fünf Sinne nur noch verschlimmert.

Ich habe mir später wohl gemerkt, wie ent-

behrlich das sogenannte gute Gedächtnis für die eigentlichen Werte des Lebens und Schaffens ist und wie unbillig es überschätzt und der schwach Bedachte von der Schulmeisterei darob tyrannisiert und gestraft wird. Denn dieses sogenannte gute Gedächtnis ist ja nur eine oberflächliche und teilweise Äußerung jenes wahrhaften Gedächtnisses, welches viele, die nichts auswendig behalten und Namen und Zahlen wie ihr Atmen vergessen, trotzdem in viel köstlicherem Sinne und in viel tieferen Äußerungen des Geistes besitzen. Bei mir freilich wäre es als Gegengift für die Phantasterei und als Mittel zur reellen Beobachtung auch in dieser einen engen, buchstäblichen Ausdrucksform bitter nötig gewesen.

So fing ich denn an, den Winkel als den Ort zu lieben, wo man der Beobachtung am fernsten, der schrankenlosen Phantasie am nächsten war. Die trauliche Verbohrtheit eines engen Versteckes entsprach meinem Gehaben am reinsten. Ich fürchtete die Mitten weiter Stuben und hoher Korridore, aber ich liebte sie von der gesicherten heimlichen Ecke aus. Fühlte ich mich aber wohl und tapfer, dann opferte ich freilich auch die intimste Winkelverzauberung an das Fenster. Zwar strampelte ich nicht ohne einen leisen Schauer vom Schlupf zu den Scheiben hinüber, genau wie ich's heute noch von der stillen Stube ans Licht irgendeiner Öffentlichkeit aus Pflicht oder Spiel oder Höflichkeit, doch nie ohne Schwindelgefühl tue. — Aber am Fenster war mir sogleich wohl. Das war ja wieder so ein sicherer Posten, um von da in eine viel größere und bemerkenswertere Stube hinauszublicken.

Wie liebte ich Dorf und Landschaft von da aus in einer gewissen Entfernung und wie viele Lebensjahre schwerer Übung kostete es mich, bis ich auch das überwand und das Nahe so schön als das Ferne, ja, das Unmittelbare und Tägliche wertvoller fand als das durch Distanzen ins Märchen Gerückt!

Damals aber, mit drei oder vier Jahren, trank ich Nahe und Ferne in einem Schlucke. Alles war mir ein Farbiges und Bewegtes, alles gleich weit, gleich nah, gleich wirklich-unwirklich.

O Fenster, teures Auge meines Lebens, wie gut sind wir, du und ich, immer miteinander ausgekommen. Was verdankte ich dir, wenn du den Lärm und Glanz des Draußen vor mir auspacktest, und was schuldetest du mir, wenn du im Tagewitter oder im Schneegestürm mich sichertest, so daß ich alles erlebte und doch nicht litt wie die Armen, die ich gierig zu den nächsten Türen



Cyflamen.

flüchten sah. Fenster, liebes Fenster, was galt mir die Türe einstweilen, wenn ich dich besaß! Möchte sie verriegelt bleiben. Du gabst mir ja alles und mehr, als ich brauchte: die Morgenschatten, in denen der Dorfbach stahlgrau zum See schoß und die Trauerweide unten am Straßenbrunnen ihr Silber noch kühl zusammenhielt, während die Schwändiberge überm See schon funkelten vor allem Tag; dann den heißen Mittag, wo die Katzen leise in die Kellerlöcher schlichen, die Hunde sich vor den Türen streckten, das Gras vor Licht bleich wurde und die Stundenschläge vom Kirchturm fast einschließen; das Vesperlicht darauf, dieses fröhliche, satte, tiefgelbe, mit Kaffeegeruch durchs ganze Dorf, mit befreiten wilden Schuljungen, heimkeuchenden Heuwagen und weltvergessenden Spielen auf dem Dorfrasen am Bach; bald nun die untergehende Sonne in der tiefen Lücke zwischen Pilatus und Stanserhorn, wo ein großer See mit rauchenden Dampfschiffen und am untersten Gipfel eine leuchtende alte Stadt sein soll und wo dann, wie man es am tiefen, fernen Horizont jener Landespforte sehr wohl erkannte, es flach in die ungeheure Welt hinaus bis ans Meer und weiter bis zum obersten Norden gehe, wo die Erde aus Eis und Schnee ihren letzten Knoten knüpfe. —

Aber zuletzt, du Wunderglas meiner jungen Tage, hast du die Nacht vor mir enthüllt, diese süße schwarze Unheimlichkeit, wo alles anders ist als am Tage und man die Waghälse bewundert, deren Stimmen noch aus solcher Finsternis und solchem unendlichen Schweigen wie aus Seetiefe sich hervortun dürfen. Die Berge schlafen, die Straßen träumen, in den Ställen hinter den Häusern schnauft hie und da unruhig eine Kuh auf, und einigemal dringt aus dem Gasthof „Zum Engel“ eine Mundorgel. Aber das verliert sich alles im großen Stummsein der Natur. Nur der Bach singt wie immer. Daß ihn nicht graust vor dem nahen tiefen Mund des Sees, daß er sich nicht ins Gebirgsbett zurück versteckt, wie Kinder unter die Bettkissen kriechen, wenn sie Gefahr wittern! — Alles ist schwarzer Schatten, darunter Kirche und Turm wie von einem Berg. Die meisten Häuser haben die Laden geschlossen. Du aber, mein Fenster, bleibst offen. Denn du willst mir das Schönste zeigen, den Himmel der Nacht. Er hängt wie ein schwindelig hohes, dämmeriges Kirchendach über den finstern Bergsäulen. Er lebt. Er öffnet den Mund, goldene Sterne, was sag' ich, goldene Wörtlein, Sätze, ganze Geschichten rieseln hervor. O wie das redet. Ich

höre und verstehe nichts. Aber ich weiß, es redet, und zu mir! und etwas Wichtiges! Ich werde es schon zu meiner Zeit erfahren.

Das finstere Land rundum ist nichts als Schrecken. Dieser Himmel darüber ist nichts als Seligkeit. Es zündet sich eine Sehnsucht nach der Höhe in mir an. Ich fühl's ganz gut und spüre, wie mir ein Gefieder aus Nacken und Lenden knospet. Ah, ich werde einmal fliegen!

Liebes Fenster, so sind wir Tag und Nacht aneinander gewöhnt. Ich könnte noch jetzt nicht bei geschlossenen Laden schlafen. Wenn mich das Asthma würgte, warst du mein Atem. Sterbe ich, so mußt du sperrangelweit offen stehen, auch wenn es hagelt oder schneit, damit ich rasch, rasch im letzten Augenblick hinausfahren und die Flügel in die Ewigkeit gewaltig probieren kann. Hoffentlich sind sie dann ausgewachsen.

Nach und nach ist mir auch die Türe lieb geworden, aber nie wie das Fenster. Ich beneide die Helden der Türe. Sie sind die großen Wirker der Welt, die Fensterhelden sind nur die Erdenter und Beschreiber. Die Türe schuf den Praktiker, das Fenster den Gelehrten und Philosophen. Es hat die Welt durch Denken, die Türe hat sie durch Taten erobert. Wer reich und wichtig werden will, muß durch die Türe gehen. Zu ihr herein rollen die Taler, fliegen die Stimmzettel, die Zeppter und Kränze. Aber es gibt nicht bloß dann und wann einen Goldkäfer, sondern auch wahrhaft goldene Ideen und Offenbarungen, die nur durchs Fenster in die Stube zu uns gelangen.

G e l b.

Brennt das Lilaröcklein als erste, so flattert eine gelbe Fahne als zweite, noch tiefere Erinnerung aus dem Vorfrühling meines Lebens wie ein Zitronenfalter in meine alten Tage hinein.

Ich stand am nämlichen Fenster, aber diesmal auf dem Rohrsessel, und sah, an die Pflaumenwange der Mutter gelehnt, viel Volk über dem Bache das Dorf hinabziehen. Es mag wohl ein kantonales Schützenfest gewesen sein. Unten am Brunnen war aus Lannengezweig ein Turm erbaut, eine Art Fahnenburg, von deren Zinnen die seidnen Tücher wehten. Aber dies alles verschwimmt mir im Sinne. Sehr deutlich sehe ich nur, wie die Leute auf einmal auseinanderstieben, weil ein Trupp Schützen mit klingendem Spiel zum Turme hinuntermarschiert. An der Spitze ging einer in stolzer Uniform, warf ab und zu einen versilberten Stab hoch und fing ihn wundervoll wieder auf, alles im reinsten Takt

und Rhythmus der Blechmusik. Er regte mich sonderbar auf, aber noch weit mehr sein Hintermann mit einem gelben Banner. Im Mittagslicht schwang er die Seide hin und her. Da glänzte sie in allen Süßigkeiten des Goldes, bauschte sich trotzig zusammen, zerflatterte wieder lachend und glättete sich in ihrer ganzen breiten Sonnigkeit.

Diese gelbe Fahne verhexte mich im Nu. Es war das erste Glorienstück dieser Art, das in mein kleines Leben blitzte, und ich ahnte nichts von seiner symbolischen Kraft. Dennoch sah ich nichts anderes mehr. Ein wollüstischer körperlicher Schauder, der mir den Nacken zusammenzog, ging durch den schwachen Knabenleib. Eine unbändige Begeisterung wütete in mir. Ich fragte, schrie, jauchzte vor Eifer wie ein kleines Ungeheuer und sog das Banner bis zur letzten goldenen Quaste in meine junge Seele hinein.

Seit diesem Tage wirkten Fahnen und vor allem das helle Zitronengelb auf mein Auge und auf das, wofür das Auge nur Fenster ist, mit einer unheimlich starken, beinahe verhängnisvollen Macht. In jedem Spiel wollte ich Banner haben, und später bin ich oft, etwa an der Vigil hoher Feste, in die leere Kirche geschlichen, um hinter einer der schwarzen Marmorsäulen hervor mit bequemer, satter Eier die Kirchenfahnen zu betrachten, die für die morgige Feierlichkeit bereits vorne an den Bänken aufgepflanzt waren und mit einer großartigen Gelassenheit senkrecht von der Kreuzstange in bunten Seiden sozusagen wie vom Himmel niedergewallt kamen. Ringsum im weiten, hohen Raume war es still, düster, geheimnisvoll. Vom Chore blitzte im Schwanken des ewigen Lichtes das Silber und Gold der Altäre auf. Eine Luft voll frommer, weihrauchgeschwängelter Kühle lag über allem. In ihr lebten diese Fahnen, besonders die gelben, wie Wesen höherer Art, und mir wurde heiß, wenn dann am Festtag eine Standarte nach der andern zur Prozession in Reih' und Glied aus dem Portal schwankte und im Winde dem Träger und seinem Völklein wie eine heilige Wolke vorausschwebte. Ich folgte ihr als einem Gesicht, das alles befehlt und alles verheißt.

Von jenem bannerschwingenden Augenblick bis heute, wo ich über die Sechzig geschritten bin, haben mir die Farben keine Ruhe mehr gelassen. Sie regierten irgendwie mein Leben. Sie eroberten nicht bloß mein Auge, sie nahmen auch meine Seele. Das knabenselige Grün, das noble Violett, das jauchzende, blutende Rot, vor allem aber das Zitronengelb berauschten mich oft, wie

der stärkste Wein es nicht konnte. Und dieser Rausch hielt an. Ganz ernüchtert davon, war ich es je? Ich habe in diesen Farben nie nur Farben gesehen. Es widersteht mir schon, sie einfach Farben zu nennen, was zu sehr nach Schein, Außerlichkeit und bloßer Bekleidung riecht. Sie gelten mir als selbständige Dinge, von eigenem, wahrhaft persönlichem Wesen und von einem ganz erlauchten herrischen Charakter. Sie reden mich an wie die Töne der Musik, oft beinahe noch eindringlicher. Dabei fühlte ich immer, wie Schwarz und Weiß mich beruhigte, Silberglanz kühlte mich geradezu. Ja, oft fröstelte mich wahrhaft dabei. Hingegen eine gewisse Art von Purpur oder Lila oder Violett erhitzte mich heimlich und reizte die Sinne bald zu etwas Feierlichem, bald Gefährlichem. Ich war meiner nicht mehr sicher. — Das Grün machte mich lustig, mutwillig, frech, das Rot innig, schwärmerisch, tapfer, opferfroh, toll. Aber beim Samtbraun jenes Falters, den man so würdig Trauermantel nennt, konnte ich in eine tiefe, selige Melancholie verfallen. — Die Empfindungen indessen beim Gelb kann ich noch heute nicht entziffern. Das Sonnigste und Grausamste, das Hellste und Versteckteste, Lüsternheit und Erhabenheit, Hingebung des Sklaven und Härte des Despoten, Götterlachen und Teufelspott, Genie und Narrheit, die Einfalt und das Rätsel schien mir darin zu wohnen. Ich liebte und fürchtete diese Farbe wie das Feuer, den Blitz und den Spuk der schwefligen Majestät, die durch die alten Dorflegenden geistert.

Zuerst waren diese seltsamen Empfindungen, die ich um kein Geld verkauft hätte, durchaus dunkler, unergründeter Art. Ich hatte das Gelb erlebt, ehe ich meinen Vater recht kannte. Nach und nach klärte sich manches. Zum Ereignis ward mir jener Nachmittag, da der Vater vor meinen Augen Farben mischte und zeigte, wie Gelb und Blau das Grüne und Rot und Gelb das Braune ergeben, aber aus Rot und Blau die ergreifend-schönen Lilafarben geboren werden und es nun mit Mischen und immer neuen Farben kein Ende nähme. Daß aber Rot und Blau und Gelb aus keiner Mischung entstehen, sondern selbstherrlich dastehen, das erhöhte meinen Respekt für die Grundfarben, wenigstens für Gelb und Rot. Denn was das Blau betrifft, so konnte ich mich nie überzeugen, daß das Grün weniger eigenherrlich sein soll. Im Gegenteil, im Blau sah ich immer eine süße Schwäche, während das Grün mir wie eine famose sichere Kraft erschien, die immer lachen und froh sein mochte. Darum ist ja

auch die Erde grün, damit wir im dunkelsten Dasein immer mit Mut und Sicherheit gespeist würden. Aber über die Erde ins Unendliche hinaus herrscht jene süße, schwächliche Bläue voll Ahnungen, Unsicherheiten, Hoffnungen, wie es sich für den Gang ins Niegesehene, nur Versprochene und Geglaubte, durchaus ziemt. Wäre auch noch der Himmel grün, dann wäre die Straße in die Ewigkeit zu lustig und zu verdienstlos.

Im Gespräch mit dem Vater, bei all den erstaunlichen Proben, ward ich bald inne, wie Selb auch seine Vorliebe war und wie er sich aus nackten Farben den Prunk eines ganzen Herrenlebens zusammendichten konnte. Er hatte als Kunstschüler den Makartzauber in München sozusagen im Gauserstadium durchgekostet. Das süße Gift jenes Pinsels betörte ihn noch, als er seine Gedankenlosigkeit längst erkannt hatte. Ja, mir schwant, daß die Farben und ihr Drum und Dran, ganz vornehmlich das Selb, seine Phantasie und sein Leben erst verzaubert, dann verdorben haben.

Feder, liebe Feder, wie du auf einmal zappelst. Von Vater und Mutter soll ich dich schreiben lassen? Gerne, o so gerne! Aber mit Mutter Verena laß mich beginnen! Sie hat den Vortritt tausendmal verdient.

Mutter, o meine Mutter!

Meine Mutter hatte sich nach dem Tode ihres ersten, früh verblühten Mannes zu seinen Verwandten nach Brienz zurückgezogen. Hier lebte die junge vermögliche Witwe mit ihren drei Töchtern und einem schlanken Knaben. Sie war im idyllischen Bülach aufgewachsen, hatte in Zürich mit ihrem Gemahl ein bekömmliches Geschäft betrieben, und ohne je im bisherigen Leben etwas anderes als Ordnung und friedlichen Gleichklang der Stunden erlebt zu haben, schien nun für sie im behäbigen Schnitzlerdorf trotz seinem cholertischen See und den gewalttätigen Bergen ringsum erst recht die Zeit der Stille anzubrechen.

Aber es kam gerade umgekehrt. Ein junger, blasser Mann, von Künstlergeist bis in die Fingernägel erfüllt, war frisch von der Akademie in München hieher als Zeichnungslehrer und Leiter der Holzschnitzerschule verschlagen worden und schüttelte seine langen, rabenschwarzen Locken ungebärdig vor der hübschen Leidfrau aus. Sie war zehn Jahre älter, aber noch von blühender Frische und von unverbrauchtem Gemüte. Denn sie hatte noch nichts als schönes Wetter und Windstille erlebt.

Seine Gespräche, mit einer tiefen glühenden Stimme und dunkelroten Lippen geführt, verzauberten das ahnungslose Weib. Denn da hörte sie noch nie Gehörtes von Kunst, Ideal, Leidenschaft für ein hohes Werk, von Verachtung dessen, was nur rohes Geld oder ledernes Geschäft sei. An die Sterne muß man mit dem Kopfe stoßen. Aufriegeln muß man die goldenen Türen von Sonne und Mond und tief ins Jenseits schauen. Hungern für einen großen Gedanken ist schöner als sich mästen ohne Sinn und Deutung.

Solches verbreitete der vierundzwanzigjährige Paul in einer schier zornigen Sprache voll Farbe und Bild, fast wie ein Prediger. Und nach der bisherigen Nüchternheit wirkte dieses Halbekstatische des lockentwerfenden Jünglings, dem sie anfangs eher mit Muttergefühlen entgegenkam, sonderbar aufregend auf die wehrlose Frau. Eine Unruhe, die ihr bisher unbekannt gewesen, marterte sie von jetzt an. Abwehr gegen Dinge, die sie doch nie recht begreifen würde, und doch wieder Verlockung zu eben jeden schönen unbegreiflichen Ideen des machtvollen Mannes stritten in ihr wider einander. Dabei überfloß Paul von Gefühlen. Sie wechselten zwar rasch, aber kehrten immer und heftig wieder und waren, solange sie schäumten, echt gemeint. Pauls Gemüt glich einem jener Bergbäche, die beim kleinsten Regen über die Ufer borden, aber auch bei der geringsten Sonne austrocknen.

Die Witwe Verena hatte bisher nur den gleichmäßigen Wellengang der Empfindungen, nicht den Sturm gekannt. Aber wie der dunkle Bergsee vor ihren Fenstern beim Föhn oft eher einem aufgeheizten Meere glich und die Gischt bis zu ihren Gesimsen aufspritzte, so fühlte die Frau jetzt auch jene stille tiefe See des Herzens aus dem anerzogenen Gleichmaß erwachsen und zu einem wahren Kriegsgewoge anschwellen.

Die Mutter hat uns wenig von jenen Tagen erzählt. Eine große keusche Scheu verhielt ihr den Mund, wenn sie uns in spätern Jahren auch noch so gern von jenen gewaltigen Erlebnissen das Lehrreiche mitgeteilt hätte, um uns zu zeigen, wie wir es klüger machen sollten. Nur wenn wir Kindermäuler dringend diesen Grund anführten, gab sie uns ab und zu, unter Stocken und Erröten, eine magere Erinnerung preis.

Noch langem Schwanken und viel Widerstand von seiten der Familie ihres verstorbenen Gemahls, trat Verena entschlossen in die Ehe mit dem Bildhauer. Die Ungleichheit des Alters und des Geldbeutels — denn Paul hatte nichts als

Papier, Kohle und auch einen beginnenden kohlschwarzen Bart, — war eine große Überraschung im verständigen Dorf. Für die angesehene, altbürgerliche, scharf protestantische Verwandtschaft war es geradezu ein Argernis, daß die Heirat, dem Bekenntnis des Mannes entsprechend, nach katholischem Ritus geschlossen wurde. Aber Frau Berena hatte inzwischen selbst das katholische Kredo beschworen. Das war die zweite große Überraschung jener Tage.

Ihr Schwager hielt nämlich den Gasthof „Zum Bären“, der aus drei stattlichen Gebäuden mit in den See springenden Kastaniengärten bestand. Im zweiten Hause war für die Sommerzeit, wo das Berner Oberland von Fremden überflutet wurde, eine Kapelle für den katholischen Gottesdienst eingerichtet. Ein Benediktinermönch kam je-weilen für ein geringes Zehrgeld von Sarnen den sechsstündigen Weg über den Brünigpaß daher. Dieser Vater, Vigilius Berathoner, war von un-gemein zartem, eindringlichem Wesen; scheinbar nachgiebig, aber wo er sich im Rechte wußte, von der Zähigkeit und Widerstandskraft des Epheus, der seinen Halt um keinen Preis, auch nach hundert Scherenbissen, nicht aufgibt. Nicht umsonst hieß er Vigil. Seine Wachsamkeit bemerkte bald, in welcher Unsicherheit sich die Witwe bewegte, seit sie ein Verhältnis mit dem jungen katholischen Schnitzlerlehrer angesponnen hatte und dabei zum erstenmal im Leben in eine andere Welt als in die heimische zwinglianische blicken durfte.

Paul beichtete ihr, daß er als Knabe nichts sehnlicher begehrt habe, als Priester zu werden, wie sein älterer Bruder, der in Waldkirch als Pfarrer hochgeehrt und vielgeliebt wirkte. Er durchlief das vorbereitende humanistische Knaben-seminar in St. Gallen denn auch mit Glanz. Aber da ging ihm einmal aus Versehen ein Schrottschuß in den rechten Daumen, der seither verstümmelt blieb. Nach dem Buchstaben des Kirchengesetzes konnte er nun nicht mehr Geistlicher werden, weil Daumen und Zeigefinger für die Verrichtungen am Messaltär überaus wichtig sind. — Ich frei-lich glaube, weniger der Daumen als das Herz, das wilde, unbändige, weltwindfrohe Herz meines Vaters war das entscheidende Hindernis zum Priestertum. Der Katholizismus gefiel ihm wohl über alles, aber vorerst ästhetisch, in seiner ungeheuren Auswirkung auf die Kunst. Im Grunde war meine Mutter viel eher protestantisch als mein Vater katholisch gewesen. Paul war Musi-ker, Maler, Bildhauer und Dichter in einem, ein hundertprozentiges Künstlerblut, aber alles in un-

vergorener, unreifer, nie abgeklärter Art. Er lebte weder, noch schuf er etwas vollkommen Katholi-sches. Aber dafür schwärmen und predigen konnte er ausgezeichnet und dies um so besser, als unter seiner Kunstbegeisterung doch noch eine solidere Basis lagerte, die tiefgläubige Erziehung des El-ternhauses und eine gewisse Kindlichkeit seiner Natur, die beide ihn mit ursprünglicher Heimweh-kraft am Glauben seiner Jugend festhielten, ob er auch noch so oft seine Gebote vergaß und seine Vorschriften übertrat.

Da hörte denn Berena von den geliebten dun-kelroten Lippen erstaunliche Erklärungen über die katholischen Zeremonien, deren sie beim Gottes-dienst des Vaters Vigil gewahr geworden war und die ihr nun auf einmal nicht bloß geheimnis-voll schön, sondern auch verständig und herzbe-zwingend vorkamen. Die Kapelle im „Bären“ war begreiflich sehr dürftig und mußte mit der ärmlichsten Muthilfe zurechtkommen. Das rührte Verenas gutes Herz. Sie führte eine sehr ge-schickte Hand und stückte nun Altartücher, bro-dierte Messgewänder, rüstete Blumen für das Messopfer und wurde so rasch mit dem Geistlichen befreundet.

Indem nun auf der einen Seite ihr Geliebter sie mit dem Prunk und Prangen seiner Schwär-merie ein bißchen in die katholische Theologie lockte, sozusagen mit Orgelgewalt, — wirkte der Priester mehr mit der schlichten Unterrichtsbank. Nicht als ob er Frau Berena gleich zur Beleh-rung und Bekehrung darauf festgenagelt hätte. Im Gegenteil, er schwieg zuerst lange, beobachtete taktvoll, und erst in der doppelten Wirrnis, ob sie Paul verheiratet und ob sie dazu noch katholisch werden sollte, suchte er der vertraulich Fragen-den gegenüber einen ehrlichen Standpunkt zu ge-winnen.

Heirat und Übertritt schienen mehr und mehr zusammenzuhängen und aus der einen, wenn sie wirklich Pflicht geworden, auch die zweite Pflicht zu folgen. Im reformierten Bekenntnis hatte Be-rena bisher so ruhig wie ein Baum in seiner Scholle gesteckt. Nie hatte sie Zweifel verspürt, nie Unedles bei ihrer Kirche bemerkt, und sie hielt zum Beispiel protestantische Gebete noch in Ehren, als sie längst überzeugte Katholikin ge-worden war. Nicht eine Ungenüge der Heimat, sondern die berückende, herzerobernde Fülle der Fremde, wozu noch die Pförtnerin Liebe das Tor auftat, vermochte sie, auszuwandern und das Heim dort aufzuschlagen. Ohne Not sollen andere

nur zu Hause bleiben, sagte sie oft. Ich bin eine Ausnahme.

Wenn sie nun spät am Samstag den hageren Vater recht verstaubt und verschwitz über den Berg kommen und nach kurzem Umbiß ins Beichtgestühl sitzen oder mit heiserer Stimme einigen Kindern Unterricht geben oder unter der hintersten Kastanie das Brevier mit heiteren, wenn auch schlechtrasierten Lippen beten sah, so dünkte sie diese Wahrnehmung ungewöhnlich groß und schön. Solch ein Mann mußte doch in einem gesicherten tiefen Frieden hausen. Und wenn er gar mit seinen kindlichen grauen Augen für ihre Stille dankte, die Geschenke segnete und sie unter einem ehrfurchtsvollen Schweigen am Altar sogleich in fromme Bereitschaft stellte, tat ihr das so wohl, als geschähe das alles an ihr selbst, nicht an ihren Gaben. Wenn Vigilus ihr dann die schönen Monogramme deutete, vom Heiligen des Tages die Mirabilia erzählte, die ehrwürdigen Handlungen der Messe Schritt für Schritt erläuterte, und wenn nun Paul gar noch schwärmerisch ernst einen Choral dazu vom Harmonium spielte und das Latein des Priesters mit dem erhabenen Latein der antiken Romgemeinde beantwortete; wenn Verena endlich das kniende Häufchen der Katholiken in den paar Bänken betrachtete, alle still betend, am Altar Auge und Seele legend, vornehme, in allen Seiden rauschende fremde Herrschaften, jedoch die Hälfte arme, schlicht gekleidete hiesige Leute, eher geduldete als gewürdigte Beisäßen des stolzen Dorfes, aber hier sich überlegen und erlesen fühlend wegen ihres uralten, über die Berge geretteten Bekenntnisses, mochten sie auch schon in der nächsten Stunde wieder ihrer protestantischen Herrschaft die Schuhe wischen und den Kaffee servieren: wenn Verena das alles sah und erwog, dann wühlte es in der ehrlichen Witwe eine bisher unbekannte Sehnsucht nach geistlicher Betätigung auf. Der Drang nach persönlichen Arbeiten, Leiden und Offenbarungen im Religiösen, das sie bisher mehr als etwas Allgemeines, sozusagen Passives empfunden hatte, ergriff jetzt ihre ganze Person. Die Liebe zu Jesu blieb die gleiche, nur ward sie intimer, in Hingabe und Erwidern gleichsam persönlicher. Aber besonders fiel ihr Herz der Mutter Jesu anheim. Diese Frau, die so Großes trägt und doch so wenig spricht, die vom Abend an der Krippe bis zum Abend am Kreuz mit einer unwandelbaren Stille und Hoheit durch das Evangelium geht, und doch, wenn sie einmal redet, so menschlich warm, so ganz wie uners-

gleichen redet, diese Maria in all den beredten Äußerungen der christlichen Kunst, mit Goldkronen, mit Wittwenschleier, mit jungfräulich gelöstem Haar oder in strenger Matronenhaftigkeit, wie Paul sie ihr nur malen mochte, doch immer mit einem mütterlichen Blick aus ihrem blauen Mantel auf- und niederschauend: diese Heilige war ein unerschöpflicher Gegenstand für Verenas inneres Leben. Oh, so eine vorbildliche Frau, vorbildlich schon genug durch ihr Schweigen, gehörte durchaus ins Christentum und hatte gewiß von jeher darin einen wichtigen und vertrauten Sitz innegehabt. Meine Mutter konnte gerade das am wenigsten begreifen, daß die Reformation diese hohe Mutter aus dem warmen Kreis der Verehrung hatte austreiben mögen. Das schien ihr ein unkindliches Unterfangen, das sich an den rauhen, um nicht zu sagen rohen Kindern wohl rächen mußte. Sie wußte nicht, daß die Reformatoren in ihrem Eifer für den letzten und höchsten Sinn der Gottheit sozusagen ins Extrem verfallen mußten, das Menschliche in Person und Leistung daneben zu erniedrigen, wenn es auch so gottstrebend und gottvertraut war wie nur immer die Mutter Christi. Daß Christus durch Maria nicht kleiner, die Anbetung Gottes durch die Heiligenverehrung nicht geschwächt werden kann, sondern bei gesundem Kult im Gegenteil erhöht wird, wie ein Tempel durch ein ansteigendes Treppenwerk, das konnte damals, in jener ersten ehrlichen Glut der Neuerung und im Abscheu vor der alles überwuchernden Entartung in der alten Kirche leicht übersehen und überhört werden. Aber später?

Nach der Madonna kam gleich der Zimmermann Josef, dessen gefurchte Stirn von allen Sorgen des Haushalts berichtete, aber dessen gelassene Festigkeit auch ihre mögliche Überwindung versprach. So einer würde jede Ehe und jede Familienschwierigkeit darin verstehen und sie kraft seiner Erfahrung und Gunst beim erhabenen Pflegesohn leicht lösen können. Lachte doch schon sein schöner Männerbart wie ein Trost vom Bilde herab.

Später, als es einsamer um unsere Mutter wurde, da der Vater jahrelang in der weiten Welt vagabundierte und wir Kinder in der Schule saßen, bevölkerte meine Mutter die niedrige Holzstube, wo sie am Efeufenster sozusagen in den weißen Vorhängen saß und strickte oder nähte, immer dichter mit den Geistern des Himmels. Da war der ehrenfeste Erzengel Michael mit der Lanze und der Gerichtswage, am Tage der gro-

ßen Abrechnung ein hochmöglicher Mann. Oh, daß er dann unsere Gewichte nicht zu leicht in seiner Schale befinde! Daneben stand sein fröhlicher Bruder Gabriel mit der Lillie, der Bote aller Freuden, und Raphael, der kluge Wegführer für den Tobias von heute, gestern und morgen. Dann war da der Schutzengel, der treu wie ein goldener Schatten neben uns steht und unablässig winkt und warnt. Nun klirren die gewaltigen Schlüssel Petri, rauscht das aufgeblätterte Buch Pauli, singt die heilige Minne des Johannes, des einzigen Jüngers, der an Jesu Brust das Tieffte erlauscht hat und für den meine Mutter eine so rührende Verehrung empfand, daß sie das bekannte Bild von Carlo Dolci, so oft wir auch die Wohnung wechselten, immer über ihrem Bette wollte hängen haben. — Nun kam Agnes mit dem Lämmchen, Cäcilia mit der Orgel, die ernste, stillmelancholische Monika, die Mutter des größten christlichen Denkers; Katharina mit dem Rad, Elisabeth mit den Pestkranken, Dorethea mit den Rosen im Schnee. Es kommen die Heiligen unserer Kirchen und Kapellen: Bischof Theodul mit den Trauben, Meinrad mit den Raben, Idda mit dem kerzentragenden Hirsch, Nikolaus von Mira mit dem seligen Kindertram, und der Nikolaus vom eigenen Dorf, der Wundermann des verwilderten fünfzehnten Jahrhunderts, der Menschen- und Gottweise, dessen Bretterhütte nur eine Stunde vom Dorfe Sachseln, wo wir bald für immer hausen sollten, im brausenden Tobel der Melchaa noch unverfehrt steht.

Ah, welche Welt, welche Völker, welch zahlreiches, seliges Alleinsein! Und alle die Geister führten, jeder nach seinem Fuß und Schritt, zum Geist der Geister. Was die Gottheit im Himmel will und durch den Menschensohn auf Erden

wollte, und sichtbar, unsichtbar jetzt durch die Jahrtausende vollendet, oh, wie studierte Verena daran an langen, stillen Stubentagen, und wie wuchs trotzdem der schwarze, wollene Strumpf dick und lang aus den klingelnden Nadeln für ihren bösen Buben, und wie flossen die Hemdsäume für den Herrensohn Theodor unter den emsigen Fingern hervor.

Wie oft später, wenn ich abends um die Fünfe vom Garner Gymnasium kam, den Kopf voll bubenhafter Trölereien, und den Bücherranzen lärmend in die Stube werfen wollte, verstummte ich plötzlich vor der lieben Frau, die in den aufgetauschten Vorhängen des Fensters wie in einer weißen Wolke saß. Mir war, es gehe eine geisterhafte Luft und ein vielstimmiges Schweigen um ihr Plätzchen. Verenas Antlitz war gerötet und wie von einer köstlichen Unterhaltung angeregt, wenn sie endlich auffah, meinen Gruß erwiderte und gebot: „Rumple doch nicht so arg! Im Ofenrohr ist dein Zabig!“ Ich öffnete das Messingtürchen, nahm die vollgebrodete, mit ein wenig Kaffee bespritzte Tasse Milch an den Ohrlappen heraus und merkte wohl, wie erst nach und nach unter dem so materiellen Schlürfen und Beißen meines Appetits die Mutter wieder ins gemeine rauhe Leben zurückkam.

Doch ich kehre in Verenas erste Brienzer Zeiten zurück. Überwältigt vom Überschwang des jungen heißen Mannes, der sie umwarb, und begeistert von der neuen Glaubenswelt, die soviel mehr als die frühere von ihr verlangte, aber ihr auch viel mehr versprach, ward Verena Katholikin und zugleich dem Künstler Paul für Zeit und Ewigkeit angetraut.

(Fortsetzung folgt.)

¹ Zabig, Z'abig, Zu Abend = Vesperbrot.

Bacchus in Bänden.

Wo stürzend aus rätischen Klüften der Rhein
Um silberne Hüften sich gürtet den Wein,
Ziehn paukende Masken mit Zimbelgeläut:
„Du Traube von Trimmis, dich wimmeln wir heut!“

Sie treten den Reigen, sie stampfen den Chor,
Da dunkelt's und lodern die Fackeln empor:
Ein Kranz in den Lüften! Ein wirbelndes Paar!
Ein brennender Nacken! Ein purpurnes Haar!

Die Fackeln verlöschen. Es hebt sich der Glanz
Des schimmernden Monds und vergeistert den
Ein adliger Jüngling von fremder Gestalt [Tanz –
Bemeistert den Reigen mit Herrschergewalt.

Er schwebt in der Mitte, bekränzt und allein,
Mit leuchtenden Füßen in himmlischem Schein,
Die Schulter umflattert getigertes Fell,
Er trägt einen Zepter, der kühne Gesell.

Er neigt ihn vor Irma, der träumenden Maid:
„In nachtdunkle Haare taugt blizend Geschmeid!“
Er greift in den Himmel mit mächtiger Hand,
Er raubt aus den Sternen ein flimmerndes Band:

Schön Irma schwebt hin mit dem Krönlein von
Als fesselte fürder die Erde sie nicht, [Licht,
Er schwingt ihr zu Häupten den Thyrsus, umrankt
Mit üppigem Laube, von Trauben umschwankt . . .